

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 15

Artikel: Der alternde Tambour
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

My Stalde

Am Chlapperlöibli fat er a,
him Löffler unde hört er uf,
dr Stalde, wi me öppe seit.
Gäh lue, my Stalde, muesch verscbta,
fat niene-n-a, hört niene-n-uf,
fasch wie di ew'gi Säligkeit.

Ds Chilchhöfli ghört o no drzue,
ds Ramseierloch, di ungri Brügg,
d'Schutzmüli, ds Louffenegg, d'Längmuur,
u ds Chlösterli u no nid gnue:
vom Nöjewäg u wider z'rügg
zum Bäregrave 's macht ei Tuur.

So geit's mer mit där alte Gass,
em Stalde u was zringet um
vo Stäge, Löibli, Decher, Gäng -
Mi sinnet z'rügg u ds Oug wird nass,
bald schwär, bald liecht wird's eim cherum,
wil ds Härz so voll u d'Bruscht so äng -.

Rudolf Trabold.

Dert isch my Wält, my Stalde gsy,
wo-n-ig my Chindheit ha verbracht,
im Garte un am Aaregrien,
im Lutstorffhus — 's isch längscht verby,
was hüt mir ds Härz no z'chlopfe macht.
Oh, wenn die Zyt no einisch chiem! ...

Dumms Züg! Was hinger, das isch gmäjt.
I wett nid z'rügg, o nid-e Schtund.
Gäh z'sinne dra isch halt so schön ...
Was einisch eim so rächt het gfröjt,
schtygt nöjisch uf us Härzensgrund
u lütet häll wie Gloggetön.

Der alternde Tambour

Von OTTO ZINNIKER

Dies ist die kleine Geschichte des Tambours Uli Stauffer.

Seine stämmige Gestalt gemahnt uns Nachbarn an einen Reisläufer der Mailänderkriege. Doch das Meisterlose und Wilde der damaligen Zeit hat in sein Wesen nicht Eingang gefunden. Er ist im Gegenteil von gutmütiger, freundlicher Art. Nur wenn er als Tambour mit auf den Rücken geschallter Ordonnanztrommel zu Felde rückte, umhauchte ihn von fern die Atmosphäre, die der geniale Raufbold Urs Graf in seine Kupferstiche und Scheibenrisse eingefangen hat. Uli Stauffer, der im bürgerlichen Leben an höherer Schule die heranwachsende Generation unterrichtet, hätte es mit seinen Fähigkeiten mühelos zum Bataillons- oder Regimentskommandanten gebracht. Aber bei seiner Aushebung meldete er sich als Tambour. Und Tambour ist er bis zuletzt geblieben.

Bei mancher Truppenbewegung ging er mit seiner Trommel an der Spitze der Kompagnie. Sobald die Mannschaft auf endloser Strasse in Müdigkeit fallen wollte, griff er zu den Schlegeln und wirbelte einen Marsch, dass die Takte wie erfrischender Sprühregen in die Kolonne prasselten, lotternde Glieder wieder ausrichteten und den Trott verstaubter Beine in wuchtigen Gleichschritt bannten. Aus dem gespannten Fell sprang ein Wille hoch, der die Gewehriemen höher über die Schultern schob und die Ermattung wie Fliegen, die man vom Handrücken spickt, aus allen Knochen scheuchte.

Uli Stauffer war stolz auf seinen machtvollen Trommelschlag. Wenn es die Not erforderte, legte er seine ganze Kraft und Männlichkeit hinein. Sein Instrument klang hell und auflüpfig wie ein Maientag, herb und ernst wie zum Kampf entschlossen, oder, nach leiser Lockerung der Stellschrauben, weich und getragen gleich den Seiten eines Cellos. Und die Trommelstöcke, mit denen er die Tonarten und Modulationen hervorlockte, schmiegt sich so sanft

und federnd in seine Hände, als wären sie mit diesen aufinnigste verwachsen.

Uli Stauffer rührte seine Trommel in frohen und in bangen Stunden. Er rührte sie frühmorgens zur Tagwache und abends zum Zapfenstreich. Und er rührte sie jedesmal zu Beginn und am Ende eines Ablösungsdienstes oder Wiederholungskurses zur Fahnenübergabe. Da rollte es so mahnend über die blanken Bajonette hin, dass der verkörperte Ruf der Heimat über dem Sammelplatz stand und der hinterste Soldat ergriffen wurde. Und er schlug sie in den nebelverhangenen Novembertagen 1918, als die Grippe als unsichtbarer Würger in die Reihen der Wehrmänner fiel und ihre Opfer zu Grabe gefahren wurden. Er schritt in beklemmender Trauer hinter den toten Kameraden her, und die gedämpfte Stimme seiner Trommel sagte alles, was auf diesen schweren Gängen zu sagen war.

Auch im zweiten Weltkrieg erfüllte Uli Stauffer mit gelassener Gebärde seine Pflicht zum Schutze des Landes. Als alternder Tambour zog er allen voran in die befohlenen Abschnitte und Stellungen. Wieder fasste er die Wucht einer Kompagnie im Gleichschritt in den Klang der Trommel. Ihr Messinggestänge glänzte wie früher in der Sonne. Die Märsche freilich waren kürzer bemessen. Denn kürzer und enger ging auch der Atem der Männer. Tornister, Waffen und Schanzwerkzeug waren ungewohnte Lasten. Doch keiner in der feldgrauen Kolonne, dem in Schnee und Kälte, in Hitze und Regen ein Seufzer oder ein Murren des Unmuts entschlüpft wäre. Sie verrichteten in gereifter Ruhe, was der General von ihnen verlangte.

Nur Uli Stauffer mochte nicht mehr recht mit. Wie sehr er auch die Zähne zusammenbiss, um es den andern gleichzutun, seine Kräfte versagten ihm unter der doppelten Anstrengung des Schreitens und Trommelns den Dienst. Ein altes Herzleiden brach unversehens wieder auf und legte sich lähmend in Arme und Beine. Es geschah zuweilen, dass

er mitten im Schlagen eines Marsches an den Wegrand treten musste, weil sich die Welt vor seinen Augen verdunkelte. Die ärztliche Untersuchungskommission enthob ihn der Funktionen als Tambour und verfügte seine Einreihung in die Ortswehr der Stadt. Und dann wurde der Tag festgesetzt, an dem er seine Tambourausrüstung gegen Gewehr und Bajonett zu vertauschen hatte.

Es war ein harter Schlag für Uli Stauffer. Der Abschied von der alten Ordonnantztrommel stimmte ihn nachdenklich und traurig. Er hatte eine Grenze erreicht, von der es unaufhaltsam hinabging zum dunklen Ende des Lebens. Es war ihm zumute wie einem Menschen, dem durch ein Verhängnis etwas Vertrautes, Liebgewordenes genommen wird. Seine Trommel besass eine Stimme, in der seine Seele mitschwang. Die Wolken waren in dieser Stimme, der Wind, das Flimmern der sommerlichen Hitze und das Knistern der wogenden Getreidefelder, an denen er mit seinen Kameraden vorübergezogen war. Das Land, die Heimat lebte darin, die er bis zum Abklingen der letzten Gefahr bewachen wollte.

In der schmalen Frist, die ihm bis zur Ausmusterung gegönnt war, nützte er jede freie Stunde, um seiner Trommel den Schmerz des alternden Mannes anzuvertrauen. In seiner hochgelegenen Turmstube tanzten die Schlegel bei geschlos-

senem Fenster so kraftvolle Pralltriller auf das straff gespannte Fell, als jagten sie ein Bataillon Soldaten im Gefecht. Bisweilen grollte es wie ein Gewitter über die Berge herein. Bald klagte es so verhalten und zag, als raunte der Herbstwind an den Mauern hin. Bald war es wie ein Streicheln über das Haupt eines Kindes. Uli Stauffer trommelte aus ganzer Innigkeit und Wärme.

Eines Abends verweilte er mit Freunden in der Stadt. In das auftrumpfende Männergerede fiel plötzlich eine Pause. Stauffer empfand die Stockung als Mahnung und Auftrag, und im Gedanken an seine Trommel leerte er das Glas, bezahlte und begab sich auf den Heimweg. Und noch einmal dröhnte es bis in die Nacht hinein durch die Räume des Hauses, dass Frau Stauffer unten in der Wohnung die Strickarbeit aus den Händen legte und den Blick versommen in eine Ferne hob.

Das Unabänderliche geschah. An einem Vorfrühlingstag, als der letzte, kranke Schnee im Hauch des Föhns zerschmolz, zog Uli Stauffer mit auf den Rücken des geschallten Ordonnantztrommel im Soldatenrock an unserem Garten vorbei zum Zeughaus. Er ging ein wenig vorgebeugt, und leise Wehmut klang aus seinem Schritt. Eine Amsel, die aufgeplustert im kahlen Geäst der Rotbuche sass, sang ihren ersten zagen Frühlingssgruss hinter ihm drein.

SEELÄNDER-HOLZ

Zum 85. Geburtstag Johann Löffels

(Ein Interview)

Johann Löffel, ja, wer ist denn jetzt das? Nun, im Dorfe *Ins* ein Begriff und im übrigen der originellste Kauz des Seelandes.

Da kann man halt nichts machen. Wer dreien Generationen bekannt ist als der Mann, der die Kriege auf den Tag voraussieht, der weit und breit über die Bibel am besten Bescheid weiss, der alles, aber auch alles kann, der wird schliesslich für die Gegend zum Begriff, und was die Originalität betrifft, da überlasse ich es dem lieben Leser, sich aus Nachstehendem selber ein Bildchen zu machen.

Den grössten Teil seines Lebens hat Papa Löffel, als Bau- und Zimmermeister, in *Ins* verbracht, dem Wirkungskreis unseres gottbegnadeten Malers und Zeichners Albert Anker. Die Gegend scheint es in sich zu haben, denn wenn einmal ein früherer Inser-Pfarrer zu Johann Löffel gesagt hat, er sei ein gottbegnadeter Mensch, dann wird es damit wohl auch seine Richtigkeit haben.

Kürzlich hat Löffel seinen 85. Geburtstag gefeiert, ohne allen Pomp. Im „Bären“ hat er in aller Beschaulichkeit einen Schoppen Inser getrunken, womit die Festlichkeit erschöpft war. Er ist kein Liebhaber leichtfertigen Wirtshausgeschwätzes, desto besser kommt dann aber ein Freund oder ein ernsthafter Besucher, der sich wirklich für ihn interessiert, auf seine Rechnung. Denn Löffel Johann macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und wenn er einmal ins Dozieren gekommen ist, dann kann das beste Essen im Topfe verschmoren und kalt werden. Einen Begriff davon habe ich heute bekommen.

Wir haben den alten Herrn im spätern Vormittag beim Kochen seiner obligaten Mittags-Fleischsuppe überrascht. Ich wurde bei ihm durch einen jungen Inser, einen seiner Verehrer, eingeführt. Vorher haben wir uns am Fusse des Hügels, auf dem sein Häuschen steht, bei einer Nachbarin nach seiner Anwesenheit erkundigt. „Wird schon da sein, schaut nur hinauf zum Haus, ob der Stock am Nagel vor der Türe hängt. Wenn der Stock da ist, dann ist auch der Löffel da!“

Der Stock war da; also ist auch der Herr Löffel nicht

weit! Da noch nicht geheizt ist, trägt Löffel ein den Umständen angepasstes Tenue: Lismers, Halstuch und Putzmütze, wovon letztere, wie der Turban beim Mohammedaner, nur in den seltensten Fällen ihren dominierenden Sitz verlässt. Die traditionelle schwarze Zimmermanns-Manchesterhose schützt beim Kochen eine Schürze seiner Seligen. In dieses Kleidungsstück bereits etwas fleckig ist, beiläufig Löffel sich, dasselbe zu — wenden. Die Küche ist zugleich Wohnraum, der sein Gepräge erhält durch eine flache Couch. Schon haben wir zwei darauf Platz genommen, während ein lustiges Feuerchen im Ofen prasselt, einem einfachen Gussföfchen, das zugleich als Kochherd dient. Mein Mahnung, sich nicht in der Zubereitung seiner Mahlzeit stören zu lassen, lehnt er lächelnd ab: „Lassen wir die Suppe ruhig weiter plödeln, die hat Zeit.“

Löffel studierte wenige Minuten vorher die letzte Gesetzesbotschaft zur kommenden Abstimmung, wovon das Herumliegen dieses bezüglichlicher Imprimatur Zeugnis ablegte. Meine erste Frage scheint ihn in Schwung zu bringen: er hält nicht viel von Gesetzen (ausser von den Naturgesetzen). „Gesetze sind nur für die Lumpen da; wären alle Leute wie sie sollten, bräuchten wir keine Gesetze“, erklärt er mit der Stimme eines kommandierenden Feldweibels. Ich brauche überhaupt mein Gehör nicht übermässig anzustrengen, wie dies sonst meist gegenüber Schwerhörigen der Fall ist; denn mit ungeschwächtem Stimmorgan verfiicht Herr Löffel in den nächsten Stunden seine Thesen und Ueberzeugungen.

Auf die Regierungen ist er samt und sonders nicht geneigt zu sprechen, und er nennt sie verantwortlich für alles heutzutage auf der Welt bestehende und geschehende Ungute.

Im Verlaufe des nachfolgenden Gespräches stelle ich eine Frage nach einigen Zusammenhängen zwischen Seele und Tod. Da meint Herr Löffel bedächtig: „Ja, da müssen wir schon etwas zurückgreifen, um diesen Zusammenhänge auf die Spur zu kommen. Hören Sie also!“ Und dann greift er wirklich ein bisschen zurück, so einige vierzigtausend Jahren und ein halbes Dutzend Tausender dazu! Von der